

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 130. Bromberg, den 10. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er ging zur Türe, öffnete sie leise und horchte draußen am Gang. Nichts regte sich. Er ging in das Zimmer zurück und erneuerte sein Suchen. Stück für Stück nahm er die Anzüge nochmals in die Hand und griff in die Taschen. Das einzige, was er fand, war ein Halfpenny in einer Westentasche. Er ließ die Kleider liegen und ging nochmals die Papiere durch, mit dem gleichen Erfolg. Er öffnete vorsichtig alle Laden, durchsuchte den Kleiderschrank, besah jeden Winkel. Als er alles besichtigt hatte, gab er es schließlich auf. Er stand in der Mitte des Zimmers und atmete tief. Er hatte nichts gefunden, nichts war ihm bekannt geworden, das ihn für die Gefahr, der er sich ausgesetzt hatte, entschädigte. Dennoch gab es einen Trost. Es war kaum anzunehmen, daß Ruby Sinclair erfolgreicher sein würde als er. Das Dokument, welches ihr Vermögen bedeuten und ihn ruinieren könnte, war hier nicht. Endlich wandte Deane sich zur Türe. Es war kein Grund für ihn, noch länger in Gefahr zu bleiben. Er wollte in sein Zimmer zurückkehren und das Hotel früh am nächsten Morgen verlassen.

Er machte einige vorsichtige Schritte zur Türe. Plötzlich blieb er stehen und hielt den Atem an. Er wandte langsam den Kopf und lauschte aufmerksam. Jemand bewegte sich im Zimmer nebenan. Es war eine Verbindungstüre da, die durch einen Vorhang verdeckt war. Als er dastand, hörte er die Türklinke sich bewegen. Er drehte das elektrische Licht ab. In der Finsternis hörte er deutlich, wie ein Schlüssel in das Schloß der verdeckten Türe gesteckt, wie sie leise geöffnet und der Vorhang zurückgeschoben wurde. Es war noch jemand im Zimmer, jemand, den er nicht sehen konnte, jemand, der ebenfalls Interesse an den Habseligkeiten des ermordeten Mannes hatte!

Es vergingen einige Sekunden — sie erschienen ihm wie Minuten —, dann näherten sich verstohlene Schritte. Ein Rascheln von Röcken verriet das Geschlecht des Eindringlings. Plötzlich flammte das elektrische Licht auf. Das Mädchen hätte aufgeschrien, aber Deane, der vorbereitet war, hielt ihr die Hand vor den Mund. Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Sie!" rief sie aus. „Sie!"

„Guter Gott!" antwortete er. „Winifred Rowan!"

Ihr gegenseitiges Erstaunen war lähmend. Sie blickten einander an wie Geistererscheinungen.

„Was wollen Sie hier?" fragte er mit leiser Stimme.

Schien es ihm so, oder kräuselten sich ihre Lippen in Spott?

„Ich kam, um eine Schuld zurückzuholen", flüsterte sie. „Ich kam, um das Dokument zu finden, von dem Sie fürchten, es könnte in fremde Hände fallen. Ich kam, um es zu suchen, aber es ist nicht hier."

„Und ich auch", antwortete Deane. „Haben Sie es vielleicht gefunden?" rief sie aus.

Er schüttelte den Kopf. „Es ist fort!"

„Vielleicht besaß er es nie", flüsterte sie.

„Er zeigte es mir", antwortete Deane, „gerade vor jener Nacht!"

„Ah!"

Ihre Lippen waren ausgetrocknet. Sie befeuchtete sie mit der Zunge und näherte sich ihm. Es war etwas in ihrem Gesicht, das er nicht verstehen konnte. Und dann, ehe sie noch etwas sagen konnte, hörten sie etwas, das so unerwartet dieses tiefe Schweigen unterbrach, daß es sie beide erschreckte. Eine elektrische Glocke scharf in der Nähe.

„Was ist das?" fragte Deane schnell.

„Jemand läutet aus einem gegenüberliegenden Zimmer", antwortete sie. „Gehen Sie schnell in Ihr Zimmer zurück. Man hat uns sprechen gehört. Jemand wird hereinkommen und nachsehen."

„Aber Sie?" wandte er ein.

„Ich laufe keine Gefahr", antwortete sie. „Ich habe Dienst in diesem Stockwerk. Ich habe etwas im Zimmer daneben zu tun. Schnell!"

Er schlüpfte zur Tür hinaus. Der kleine Seitengang war noch leer. Einen Augenblick lang horchte er angestrengt. Es waren keine Schritte im Hauptgang hörbar. Mit einem halben Dutzend großer Schritte erreichte er die Tür seines eigenen Zimmers und ging hinein. Sofort darauf hörte er Schritte am Gange draußen. Es ging jemand in das gegenüberliegende Zimmer, um das Glockensignal zu beantworten. Dann wieder Ruhe! Sekunden wurden zu Minuten. Dann wurde plötzlich seine Türe leise von außen geöffnet. Winifred Rowan stand auf der Schwelle seines Zimmers, die Türklinke noch in der Hand, und es schien ihm, als blickte sie ihn verhängnisvoll an.

„Sie brauchen nicht länger zu suchen", sagte sie. „Ich habe das Dokument gefunden."

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Die Belohnung ist Ihnen sicher!" erklärte er.

„Ich werde sie sehr bald beanspruchen", sagte sie. „Läuten Sie um sieben Uhr früh, wenn ich Dienst habe, und ich bringe es Ihnen. Adieu!"

Sie schlich hinaus und schloß die Türe. Deane atmete tief. So war es vorüber — vorüber, und er hatte das Spiel gewonnen!

Kapitel XX

Im Zweifel

Am nächsten Morgen pünktlich um sieben Uhr läutete Deane. Wieder kam die dicke alte Frau mit ihrem freundlichen Lächeln und langsamen Bewegungen herein.

„Tee gefällig, Herr?" fragte sie.

Deane sah sie einen Augenblick an ohne zu antworten. „Um wieviel Uhr beginnt das andere Stubenmädchen ihren Dienst?" fragte er.

„Sie sollte es bereits getan haben," war die Antwort, „aber sie ist noch nicht gekommen. Ich habe gerade den Hausdiener auf ihr Zimmer geschickt."

Deane bestellte warmes Wasser und blieb noch eine halbe Stunde liegen. Dann läutete er wieder. Die gleiche Frau kam.

„Sie haben also noch Dienst?“ fragte er.

„Das andere Stubenmädchen kann nicht gefunden werden, Herr“, antwortete sie. „Ihr Bett ist unberührt und sie scheint nirgends im Hause zu sein.“

Deane nickte. Es war vielleicht das Vernünftigste, was sie tun konnte, lautlos zu verschwinden. „Schicken Sie mir bitte den Tee um acht Uhr“, befahl er, „und bestellen Sie mir sofort ein Bad.“

„Der Hausdiener wird kommen und Ihnen sagen, wenn es fertig ist, Herr“, antwortete sie.

Er gab der Frau ein Trinkgeld. „Sagen Sie dem Kellner, wenn er den Tee serviert, soll er meine Rechnung mitbringen.“

Nach einer weiteren Stunde hatte Deane das Hotel verlassen. Er hatte Winifred Rowan nicht mehr erblickt und lobte innerlich ihre Vorsicht. Er fuhr sofort in seine Wohnung, wo er seinen Diener Grant bereits vorfand.

„Ich werde mit dem Mittagszuge nach Schottland fahren, Grant“, kündigte er an. „Telephonieren Sie um Platzkarten und Schlafwagen. Rufen Sie auch das Bureau an und sagen Sie, falls eine junge Dame nach mir fragen sollte, möge man mich sofort verständigen. Es ist vielleicht das beste, wenn sie sie herschicken.“

Er ging aus, um einige Einkäufe zu besorgen. Die Sonne schien und ein sanfter Westwind wehte. London, in dem die Städter länger im Sommer bleiben als in irgendeiner anderen Großstadt, sah fröhlich aus. Er mußte sich durch die Mengen bei Piccadilly durchdrängen. Die Straßen und Geschäfte waren gedrängt voll.

Deane hatte das Gefühl wie jemand, der einer großen Gefahr entronnen war — wie jemand, der eine schwere Last abgeworfen hatte. Dieses elende Dokument Sinclairs war so gut wie in seinem Besitz! Wenigstens litt Basil Rowan nicht umsonst. Das Mädchen sollte jeden Penny haben, den er ihrem Bruder versprochen hatte. Das Leben sollte ihr leicht werden! Es war ein geringer Preis, den er für die Befreiung von den Qualen zahlte, die er die letzten Wochen gelitten hatte. Er kaufte, ohne recht darauf zu achten, Geschenke — Geschenke für Olive — auch etwas für Winifred Rowan, eine goldene Tabaksdose für sich selbst. Er bestellte einen großen Korb voll Blumen zum Mitnehmen nach Schottland und ging in sein Gewehrgeschäft. Dann kehrte er heim und hoffte Nachricht von Winifred Rowan vorzufinden.

„Hat jemand angerufen?“ fragte er seinen Diener.

„Niemand von Bedeutung, Herr“, war die Antwort.

„Haben Sie im Bureau wegen Miß Rowan nachgefragt?“

„Dort hat überhaupt keine junge Dame nach Ihnen gefragt, Herr“, antwortete Grant.

Deane war etwas erstaunt, aber schließlich, was lag daran? Er reiste leichteren Herzens nach Schottland, als er es seit Monaten war. Lady Olive, welche ihn zeitig morgens bei der kleinen Bahnstation, die dem Besitze ihres Vaters zunächst lag, abholte, war über seine Lebhaftigkeit erstaunt.

„Ich erwartete dich blaß und übermüdet zu finden“, bemerkte sie, während ihr Auto den weißen, mit Steinen eingefaßten Weg hinauffuhr, der den mit Heidekraut bewachsenen Berg durchquerte. „Du siehst gar nicht aus, als ob du überhaupt Luftveränderung brauchtest.“

„Siehst du, ich habe eben schnell ein Heilmittel gefunden“, antwortete er und drückte ihr die Hand.

Sie lachte vergnügt. Nun war er wieder so, wie er vor ihrer Verlobung gewesen war. „Ich denke, es ist der Geruch der Patronen“, sagte sie. „Ihr Männer seid alle wie Schulkinder, wenn ihr Urlaub habt. Vater sagt, die Vögel sind zu wild und daß es kaum möglich sein wird, sie zu jagen.“

Deane lächelte. „Ich verlange mir nichts auf der Welt so sehr,“ antwortete er, „als dort oben im Heidekraut mit geschlossenen Augen zu liegen und Sonne und Wind zu fühlen.“

„Mit andern Worten,“ sagte sie, „du bist faul!“

„Ist das Faulheit?“ fragte er. „Ich denke nicht.“

„Ruhe also“, sagte sie.

„Ah! das ist etwas ganz anderes!“ antwortete er. „Ruhe brauchen wir alle.“

„Besonders du,“ sagte sie, „der du immer die Erinnerungen an Ereignisse mit dir herumträgst, denen du nie entkommen kannst.“

Er sah sie schnell an, aber es war klar, daß ihre Rede ganz unvorbedacht war.

„Ich staune oft,“ sagte sie ruhig, „wenn ich dich abends sehe, wie du es machst, um deine Sorgen so schnell abzuschütteln, denn ich nehme an,“ fuhr sie fort, „daß Erfolg ebenso wie alles andere immer Sorgen mit sich bringt.“

„Manchmal mehr als Mißerfolg“, antwortete er.

„Es scheint nicht gut möglich,“ fuhr sie fort, „das Wort ‚Mißerfolg‘ mit dir in Verbindung zu bringen. Eines Tages mußt du mir die ganze Geschichte deines Lebens erzählen. Ich kann kaum glauben, daß es je eine Zeit gab, wo dir nicht alles gelang, was du unternommen hast.“

Er lachte bitter. „Du hättest mit mir in Afrika sein sollen,“ sagte er, „nachdem der Kampf vorüber war. Wir erwarteten damals das Gold auf der Straße zu finden.“

„Du warst zu hoffnungsvoll“, lachte sie.

„Es war harte Arbeit, um überhaupt leben zu können“, antwortete er. „Ich versuchte vieles — lauter Mißerfolge!“

„Bis auf die Little-Anne-Goldmine“, bemerkte sie.

„Bis auf die Little-Anne-Goldmine,“ stimmte er zu, „und auch das schien zuerst hoffnungslos. Das Bergwerk war zweimal verlassen worden. Die Eingeborenen hatten einen Namen dafür: ‚Grab der Hoffnungen‘.“

Sie kamen jetzt in die breite Allee, und das Haus, welches am Rande des Sees stand, wurde sichtbar, groß und etwas kahl; der Rasen und Garten strahlte in allen Farben, und die Hügel am andern Ufer waren dunkelrot vor lauter Heidekraut.

„Hier ist die Ruhe, die du suchst“, sagte sie. „Wir haben sechs Meilen weit keinen Nachbarn und harmlose Gäste.“

Er atmete befriedigt auf. In der Tat, die Tragödie der letzten Wochen schien weit zurück in einer andern Welt zu liegen!

(Fortsetzung folgt.)

Der blonde Spuk.

Skizze von G. W. Deininger.

Es war Abend, und ein Dutzend junger Leute saß auf den Bänken vor der Meilinger Hütte. Alle hatten Gipfelwanderungen hinter sich und freuten sich ihrer Tagesleistung. Und nun wollten sie hier im geselligen Kreise vergnügt sein, weil jeder hierher gekommen war, um einmal alles andere zu vergessen.

Die Mädchen waren am lustigsten. Sie schüttelten lachend ihre Mähnen und ließen sich auch durch den einen nicht beirren, der wohl kein richtiger Spaßverderber war, doch auch nicht recht in diesen Kreis zu passen schien. Er beantwortete jeden Scherz mit einem etwas verlorenen Lächeln, das deutlich sagte: „Ich weiß nicht, was du eben gesagt hast, weiß nicht, ob es witzig war. Aber ich lache, weil es dir Vergnügen macht.“

Auf einen aber hatten die Mädchen es besonders abgesehen. Mit lausbübischer Offenheit und Freude gab er zu verstehen, daß er ein Weiberfeind sei, und darum hackten sie jetzt auf ihm herum. Er wehrte sich und so schien auch die Geschichte, die er jetzt erzählte, in der Hauptsache den Zweck zu haben, den Mädchen für einige Zeit den Mund zu schließen: „Ruhe! Parzival, der reine Tor, will uns ein Abenteuer berichten.“

„Ach“, hub er dabei an und machte dabei ein melancholisches Gesicht, „meine Fahrt vom vorigen Jahr war zu schön. Quer durch Korsika und mutterseelenallein. In St. Florent fing's an, und dann ging's in die Berge hinein. Ich schlief in Nestern, die seit Jahren keinen Fremden mehr gesehen hatten, und die Mädchen mit ihren schwarzen Röcken machten große Augen. Ich kümmerte mich nicht viel um sie.

Aber schwache Stunden hat jeder Mensch. Da kam ich eines Abends in ein Dorf, und das Wirtsmädel war ein schwarzer Teufel. Das ließ die Augen kullern und . . . und . . . Na, ich bin überzeugt, es sorgte nur mir zu Liebe dafür, daß in das Abendessen ein fünfter Gang eingeschoben wurde.

Wer weiß, was geworden wäre, hätte nicht plötzlich der Lehrer, der mit am Tische aß, gesagt: „Wissen Sie übrigens, mein Herr, daß gestern eine blonde Dame, sicher eine Landsmännin von Ihnen, ein wunderschönes Weib, hier durchgekommen ist? Nein? Sie war ganz allein und ist früh weitergewandert. Sie wollte dort drüben über die Scharte ins Valdoniello hinüber." Er erzählte noch mehr. Er war so begeistert, daß ich plötzlich nicht mehr an das Wirtsmädel mit den brennenden Augen dachte, sondern nur an die Blonde.

Und so war ich am nächsten Tag schon in aller Frühe wieder auf den Beinen. Ich suchte die Blonde. Ich kam ins Valdoniello, hörte auch dort von ihr: „Sie ist weiter gezogen. Über den Col nach Evisa. Blond wie reifer Weizen."

Doch in Evisa war sie auch nicht mehr: „Sie wollte nach Vico." Ich ließ das Mädel enttäuscht sitzen, das in Evisa auf ein freundliches Wort und vielleicht noch auf ein wenig mehr von mir wartete, und lief im Gewaltmarsch nach Vico.

„Ja", hieß es dort, „ein blondes Mädchen war hier. Es ist nach Ajaccio weitergewandert." Ich lief nach Ajaccio. Fragte überall nach dem Mädchen, war wie besessen von dem blonden Spuk. Überall wollten sie es gesehen haben, und dann war es plötzlich verschwunden. Niemand wußte mehr etwas von ihm. Der ganze Spuk schien zerflattert zu sein. Zerflattert, nachdem ich dem Phantom glücklich nachgelaufen und hier in die Stadt gekommen war, wo ein Dampfer lag, der mich fortführte von der Insel der schwarzäugigen Mädchen. Aber ich war ihm dankbar, diesem Spuk. Er hatte mich vor den schwarzen Mädeln bewahrt, und das blonde konnte mir nun auch nicht mehr gefährlich werden. Glück muß der Mensch haben!"

Die Mädchen hätten vielleicht dem Unhöflichen die Haare ausgerupft, würde nicht plötzlich der Stille mit dem verlorenen Lächeln den Mund aufgetan haben: „Der blonde Spuk, so meinen Sie, hat Sie vor Unheil bewahrt, und Sie zweifeln, ob es ihn überhaupt gegeben hat. Sie bekamen ihn auf jeden Fall nicht zu sehen. Bei mir war es heute anders."

Er dämpfte die Stimme, und seine Augen weiteten sich ein wenig, daß die anderen den Atem anhielten. „Ich habe ihn heute gesehen, den blonden Spuk!"

Niemand fragte ihn: „Wo?" Aber ein Dutzend Augen rief noch deutlicher: „Erzähle!"

Er sprach leise: „Früher war ich nicht allein in den Bergen. Da hatte ich einen Wanderkameraden, einen echten, guten Kameraden, ein blondes Mädel. Das war fröhlich und vergnügt zur rechten Stunde. Das wußte aber auch, wann die Andacht einer Feierstunde auf erkämpftem Gipfel Schweigen forderte. Und darum mochte ich es doppelt gern.

Wir wanderten zwei Sommer miteinander, und dann kam plötzlich das Ende. Es war drüben am Gfallner. Wir wollten die Nordwand nehmen und hatten uns angeseilt. Ich stieg voraus. Die Griffe waren schlecht im brüchigen Gestein. Wir mußten unsere ganze Aufmerksamkeit ihnen zuwenden, und so überraschte uns Steinschlag. Ich stand durch einen Vorsprung über mir etwas geschützt. Das Mädchen wurde getroffen."

Er schwieg einen Augenblick und starrte vor sich hin. „Ja", sagte er dann, „und als es unten in der Hütte auf der Pritsche lag, da strich ich ihm die blonden Haare über die Augen. Denn die zerfetzte Stirn vertrug sich nicht mit dem Frieden des schönen Gesichtes.

Seitdem mußte ich allein wandern. Ich wußte kein Mädchen, das wie mein toter Kamerad gewesen wäre.

Heute wollte ich auf den Lagriner. Es ist der gleiche Stein wie der Gfallner, und es heißt, man solle ihn unter keinen Umständen allein oder ohne Führer begehen. Ich kümmerte mich nicht darum. So stieg ich auf und kam an das Querband kurz vor dem Gipfelkamin.

Ich nahm die Kletscherschuhe aus dem Rucksack, und... und plötzlich sah ich meinen Wanderkameraden, das blonde Mädchen.

Es stand vor mir auf dem schmalen Band und sah mich an. Die Haare hingen ihm in die Stirn, wie es sie im Leben nie getragen hatte. Und dann hob es die Hand und strich die Locken zurück, und ich sah die Wunde, die der Stein geschlagen hatte. Angst stand auf dem Gesicht, das sonst so ruhig gewesen war, selbst noch im Tode.

Da sprang ich auf und machte vier, fünf Schritte auf mein Mädel zu.

Doch plötzlich war der blonde Spuk zerstoben.

Hinter mir aber prasselte Steinschlag den Kamin herab, zerfetzte meinen Rucksack, warf ihn die Wand hinunter, wie er es mit mir getan hätte, würde der stumme Angstschrei des blonden Spuks mich nicht gerettet haben."

Zeitwende in Latein-Amerika.

Von Friedrich Paulig, Bahia Blanca.

Not lehrt nicht nur beten, sondern verleitet oft auch dazu, sich in sie so einzuspinnen, daß man den Blick für das Elend, in dem auch andere sitzen, verliert. Deshalb erscheint es angebracht, auf die Gründe hinzuweisen, die Deutschland veranlassen sollten, über seine eigene Not hinaus seine Aufmerksamkeit den Verhältnissen in anderen Ländern, vor allem in jenem Erdteile zuzuwenden, in dem ihm eine Erweiterung des Absatzes seiner Erzeugnisse noch am ehesten möglich erscheint, in Süd- und Mittel-Amerika. Hier kann das deutsche Volk sich auf Hunderttausende von Käufern seines Stammes, eine gewisse Zuneigung der einheimischen Bevölkerung zu ihm, ja sogar eine Vorliebe derselben für die als gut und preiswert geschätzten deutschen Waren stützen. Tatsächlich ist es Deutschland auch gelungen, trotz der Nachkriegsschwierigkeiten im letzten Jahrzehnt seinen Absatz nach latein-amerikanischen Ländern in einem vorher kaum erhofften Umfange zu steigern. Leider stellen sich dieser bisher günstigen Entwicklung von Jahr zu Jahr mehr Hindernisse in den Weg.

Während des Krieges konnten die Länder nicht genügend Industriewaren und Maschinen von den alten Industriestaaten geliefert erhalten. Die eigene Landwirtschaft war infolge der hohen Kriegspreise für ihre Erzeugnisse eine gute zahlkräftige Käuferin. So entstanden überall in Latein-Amerika neue Industrien. Bald trat aber der Rückschlag ein. Der Absatz begann nachzulassen, die junge nationale Industrie konnte mit der fremländischen nicht erfolgreich in Wettbewerb treten. So wurden schnell Schutzzollmauern errichtet, welche die Lebenshaltung stark verteuerten. Für das Ausland, namentlich Deutschland mit seiner schon durch die Reparationstribute erzwungenen starken Ausfuhr waren die hohen neuen Industriezölle auch eine Erschwerung. Auf der anderen Seite hatte sich die Bevölkerung in den größeren Städten der latein-amerikanischen Länder stark vermehrt. Neue Bedürfnisse stellten sich damit ein und neue Einfuhren. Immer mehr Gebiete eroberte sich die elektrische u. a. dynamische Kraft. Kraftwagen und Traktor verdrängten tierische Zugkräfte. Straßen- und Eisenbahnen wurden ebenso neu angelegt wie Kinos und Funkstationen. Die Landwirtschaft ging immer mehr zur Arbeit mit Maschinen über, genau wie die städtische Bevölkerung bei Straßenreinigung, -pflasterung und Wegebauten und in Buenos Aires mit Schreib-, Rechen- und anderen Maschinen. Die Schallplattenindustrie fand reißenden Absatz.

Die Nordamerikaner trugen den neuen Bedürfnissen in den latein-amerikanischen Ländern schon Rechnung, als die alten europäischen Lieferstaaten noch mit sich selbst genug unter den Nachwirkungen des Krieges zu tun hatten. Der gute und sichere Stand des Dollars kam ihren Bemühungen, ihren Handel hier auszubreiten, sehr zu Hilfe. Ihr Kapitalreichtum gestattete ihnen dazu Kredite in einem Umfange einzuräumen, wie selbst das einst reiche England es nicht mehr vermochte. So stellte sich auch für Deutschlands Ausfuhrhandel mit und nach Latein-Amerika in dritter Linie der gefährliche Wettbewerb der nordamerikanischen Industrie hindernd in den Weg. Die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten von Amerika erhob sich immer drohender.

Das zähe Ringen der Yankees um Latein-Amerika hat schon große Erfolge aufzuweisen und bedroht die gesamte europäische, vor allem deutsche Ausfuhr-Industrie. Nur einige Beispiele seien angeführt: Die Erdölfelder in Argentinien, Bolivien, Kolumbien, Mexiko, Peru und

Venezuela sind ganz oder zum Teile in nordamerikanischem Besitze. Die Kupferbergwerke in Chile und Peru — zwischen beiden Staaten vermittelte als Schiedsrichter in dem viele Jahre währenden Streite der aus dem Weltkriege uns Deutschen bekannte nordamerikanische General Pershing —, die Zinngruben in Bolivien, Eisenerzlager in Brasilien, Blei- und Silber-Minen in Mexiko, seit jüngster Zeit auch die Salpeter-Industrie in Chile und a. m. werden vornehmlich von nordamerikanischen Kapitalisten ausgebeutet. In der argentinischen Gefrierfleischindustrie rücken die Yankees ebenso gegen die Briten vor wie in der Plantagenwirtschaft von Kaffee, Kakao, Bananen usw. In Mittelamerika und Brasilien, in der Kautschuk-Gewinnung in Brasilien und in der Zuckererzeugung Kubas. In letzter Zeit sucht der Yankee auch die Elektrizitäts-Industrie mit Nebenzweigen unter seine Kontrolle zu bringen, nachdem er im Nachrichtenwesen durch seine großen Presse-Bureaus sich schon das Feld erobert hat. Im Funkdienst fühlt er sich bereits so sicher, daß er es der spanisch bzw. portugiesisch sprechenden Bevölkerung glaubt bieten zu können, sie dauernd mit seinen elenden Foxtrotts mit englischen Texten zu langweilen. Wie im Nachrichten- sucht er auch im Verkehrswesen mit Riesenschritten voranzukommen. Es ist den Nordamerikanern gelungen, ganz Südamerika durch ein Flugverkehrsnetz mit ihrem Lande zu verbinden, und darüber hinaus in einigen Ländern noch besondere Luftverkehrslinien anzulegen. Zum Glück für Deutschland ist hier ein kleiner Riegel vorgeschoben durch das Bestehen der deutsch-kolumbianischen Luftverkehrsgesellschaft „Scadta" und des Kondor-Syndikats in Brasilien.

Das schwerste Übergewicht über die britischen und anderen Wettbewerber sucht der Nordamerikaner sich mit Hilfe des Geldmarktes zu sichern. In den letzten Jahren hat er den lateinisch-amerikanischen Staaten viele Anleihen gewährt. Dabei ist er eifrig beflissen, sich und seiner Industrie wirtschaftliche Vorrechte zu verschaffen. Stets macht er z. B. bei der Gewährung einer Anleihe zwecks Baues von Bahnen, Häfen, Kanalisationen, Kraftwerken zur Bedingung, daß in erster Linie nordamerikanische Häuser die vorgesehenen Bauaufträge erhalten. Darüber hinaus läßt er sich Zoll- und andere Staatseinnahmen verpfänden. So zieht eins das andere nach sich mit dem Enderfolge, daß die nordamerikanische Wirtschaft eine immer mehr beherrschende Stellung erhält.

Diese ist in verschiedenen Ländern heute schon so stark, daß bei vorkommenden Unruhen der mit Gewissensskrupeln nicht belastete Yankee schnell einen Vorwand finden wird, um, wie seit 1928 in Nikaragua, in jedem anderen mittel- oder südamerikanischen Staate mit seinen politischen und auch militärischen Machtmitteln zum angeblichen Schutze von Leben und Eigentum seiner Mitbürger einzuschreiten. Die latein-amerikanischen Länder sind heute allein zu schwach, um sich des großen starken Bruders im Norden zu erwehren. Untereinander sind sie auch nicht einig, zudem versplittern sie ihre Kräfte in dauernden Bürgerkriegen, die stets leicht mit Hilfe des Dollars von ehrgeizigen sogenannten Generälen, d. h. Partei-Häuptlingen, anzuzetteln sind. Es bleibt den anderen Staaten Amerikas daher nichts weiter übrig, als Ausschau nach Unterstützung von seiten Europas zu halten. Dieses selbst ist auf Jahre hinaus noch zu sehr zerrissen, als daß es jenen tatkräftige Hilfe bringen könnte. Wie die Sache ausgehen wird, ist nicht vorherzusagen. Wir dürfen uns nicht mit der Hoffnung begnügen, daß auch die Bäume der Yankees nicht in den Himmel wachsen, zumal ihnen durch die Japaner in Ostasien zurzeit schwere Nüsse zu knacken aufgegeben werden. Immerhin hätten die Briten allen Anlaß, beizeiten auf Errichtung einer gemeinsamen Abwehrfront der europäischen Staaten gegen nordamerikanische Vorherrschafts-Bestrebungen in Latein-Amerika bedacht zu sein und dazu vor allem mit Deutschland als starker industrieller Wirtschaftsmacht nähere Fühlung zu nehmen, also an Deutschland wie auch Italien sich mehr anzulehnen und von dem agrarisch-militaristischen Frankreich mit seinen Vasallen abzurücken. Die Zeitenwende in Latein-Amerika wirft, wie man sieht, ihre Schlagschatten bis nach Europa und Ostasien.



Bunte Chronik



Goldgräberschicksal.

Einige Burschen, die in einem Fluß in der Nähe der kalifornischen Küste badeten, übten sich im Tauchen. Einer von ihnen stieß dabei mit seinem Kopf gegen einen harten Gegenstand, der am Boden des Flußbettes lag. Mit Hilfe seiner Freunde hob er den Schatz. Es war ein Eimer, bis zum Rand mit Goldstaub gefüllt. An dem Eimer hing ein Täfelchen, auf dem der unleserlich gewordene Name eines Goldgräbers und die Jahreszahl 1808 eingraviert war. Der Eimer war mit einer Lehmschicht bedeckt, wodurch der kostbare Inhalt des Gefäßes unversehrt erhalten geblieben war. Welches Drama hatte sich hier abgespielt? Niemand weiß es. Man kann bloß Vermutungen anstellen, denn das Schicksal vieler Goldgräber endete auf romantische, oft sehr dramatische Weise. Was hatte diesen Goldsucher veranlaßt, seinen Schatz ins Wasser zu versenken? Hatte er die wertvolle Last nicht weiter schleppen können? Hatte er das Gold gestohlen und drohte ihm der Hungertod, weil ihm seine Verfolger auf den Fersen saßen? War das große Glück ihm endlich zuteil geworden? Die Schleier, die über solchen Dramen liegen, werden meist nie gelüftet.

Lustige Rundschau

Geistreich.



„Ist es wahr, gnädige Frau, Ihr Mann soll die Gewohnheit haben, zu sich selbst zu sprechen, wenn er allein ist?"

„Das weiß ich nicht. Ich bin nie dabei gewesen, wenn er allein ist . . ."

*

Der Unterschied.



„Wünschen Sie zu zwei Mark oder zu drei Mark zu speisen?"

„Was ist der Unterschied?"

„Eine Mark."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.